

Elgrom - Lang lebe der König

Mic Felix

Elgrom

lang lebe der König

Krachend knallte die schwungvoll ausgeholte Faust des Uniformierten gegen den Kiefer des jungen Mannes. Schmerz durchzuckte seinen Körper jedoch kaum noch. Zu viele Schläge hatten ihn bereits an den Rand der Besinnungslosigkeit getrieben.

»Er hat genug, Velos!«

Ein abfälliger Blick des Mannes, der zugeschlagen hatte, traf sein am Boden liegendes Opfer. Es folgte ein angewidertes Schnauben. »Nicht, wenn Ihr mich fragt.«

»Euch fragt aber keiner«, erwiderte der andere, dessen Hand an seinem Schwert ruhte, um nötigenfalls seinem Kumpan mit der Waffe zur Seite zu stehen. Barthel, Stellvertreter und engster Vertrauter des Kommandanten der Stadtmiliz von Elgrom, zog es stets vor nur zu beobachten.

»Es ist genug«, wiederholte Barthel, diesmal mit strengerer Stimme. »Kommt. Es ist spät.«

Wie im Nebel vernahm Micas, wie sich die beiden entfernten. Durch die Gasse hallte leises Gelächter und ein paar Worte, die ihm unverständlich blieben. Die Stimmen wurden schließlich leiser, um dann gänzlich in der Ferne zu verstummen.

Micas zitterte am ganzen Leib und blieb mitten auf der dunklen Straße liegen. Er wurde sich seiner Schmerzen gewahr und versuchte sie zu vertreiben, indem er die kalte Winterluft in seine Lungen sog.

Ein anderes Geräusch drang wie von Schleiern umhüllt an sein Ohr. Es hallte in seinem Geiste wider und formte sich langsam zu einem Wort.

»Mama«, schien eine kindliche Stimme gerufen zu haben. Leise und zaghaft, irgendwo in nicht allzu großer Ferne. Womöglich täuschten ihn jedoch seine Sinne.

Langsam und vorsichtig versuchte Micas sich auf die Seite zu drehen. Jeder seiner Knochen schien gebrochen zu sein. Blut in seinem Mund erzeugte einen eisernen Geschmack und machte ihm das Atmen schwer.

Todessehnsucht erfasste ihn und er hoffte auf ein baldiges Ende seiner Qualen.

»Mama!«

Wieder drang die leise Stimme an ihn heran, diesmal etwas vehementer und ein wenig lauter.

»Mama!«

Es war bereits das zweite Mal, dass der kleine Benjan, der auf Zehenspitzen stehend geradeso über den Fenstersims blicken konnte, nach seiner Mutter rief.

Lynette kam aus der kleinen Küche in die Wohnkammer geeilt, in unheilvoller Erwartung, ihren Spross in Nöten vorzufinden. Nur wenig erleichtert stellte sie fest, dass der Junge auf zwei Beinen stand und durch den geschlossenen Fensterladen lugte. Einige Spalten im spröden Holz gewährten ihm einen Blick nach draußen.

»Was ist?«, fragte sie mit leiser Stimme. Wenn ihr Sohn nach ihr rief, lag meist etwas im Argen. Das hatte sie bei ihrem siebenjährigen Sprössling genauso wie zuvor bei ihrem sechs Jahre älteren Sohn Steve gelernt.

Benjan hielt sich mit einer Hand am Fensterbrett fest und drehte den Kopf zu seiner Mutter. Sie sah scheußlich aus, übermüdet und erschöpft, das strähnige, an einigen Stellen leicht ausgebleichte blonde Haar hing ihr nass ins Gesicht.

Benjan wusste, dass sie hart arbeitete, doch wie sehr sie sich tatsächlich abmühte, um zum Lebensunterhalt der Familie beizutragen, war ihm nicht klar.

»Da liegt jemand«, sagte er schlicht und deutete mit der freien Hand zum Fensterladen. »Er ist verletzt.«

Lynette seufzte, während sie zu ihm eilte. Beiläufig warf sie Tuch, Nadel und Faden auf den Holztisch. Sie griff ihren Sohn an der linken Schulter und zog ihn zu sich. »Ich habe dir gesagt, dass du nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr ans Fenster gehen sollst. Was draußen passiert, geht uns nichts an. Hast du verstanden?«

Die sich sorgende Mutter hatte nur das Wohlergehen ihres Kindes im Sinn. Für sie gab es nichts anderes. Nachdem sie ihn auf eine Holzbank an der gegenüberliegenden Wand gesetzt hatte, kniete sie sich vor ihm, um ihm eindringlich in die Augen zu blicken. »Du weißt, dass draußen und vor allem nachts schlimme Dinge passieren können. Das ist nichts für dich und ich möchte, dass du nicht ans Fenster gehst, wenn es dunkel ist. In Ordnung?«

Benjan nickte gehorsam. Er hatte seine Mutter oft diese oder ähnliche Worte sprechen hören. Eines hatten sie immer gemein: Die Nacht war böse. Aber draußen war sie teuflisch.

»Mach dich zum Schlafen fertig«, wies Lynette in einem etwas nachdrücklicheren Tonfall als zuvor an. »Es ist schon spät.«

»Ich möchte warten, bis Steve nach Hause kommt«, widersprach Benjan mit kindlich bittender Stimme und hüpfte von der Bank herunter.

Lynette war schon auf halbem Weg zurück zur Küche. Im Türrahmen, der den anderen Raum nur durch ein, aus verschiedenen Flickern zusammengenähtes Tuch abgrenzte, blieb sie stehen und blickte zurück. Ein Lächeln huschte über ihre bleichen Lippen. »Hast du vergessen? Er wird erst morgen zurückkehren.«

Das Gesicht des Jungen wechselte von einem Moment zum nächsten von Vorfreude, seinen großen Bruder bald wiederzusehen, hin zu Traurigkeit, weil er doch noch länger auf ihn warten musste. Die Sorge um den Krach, der sich soeben auf der Straße vor dem Haus zugetragen hatte, schien vergessen.

»Wir werden ihn gemeinsam abholen«, versicherte Lynette und schickte ein stilles Gebet gen Himmel, dass ihr Ältester tatsächlich wohlbehalten heimkehre. »Du darfst dann länger wach bleiben, damit er dir alles erzählen kann. Einverstanden?«

Der Junge nickte, wirkte aber dennoch enttäuscht.

Einmal mehr lächelte Lynette und verschwand in die Küche.

Benjan sah ihr nach und wartete noch einige Atemzüge lang, bis er sich sicher war, dass sie nicht zurückkehrte. Doch dann erblickte er das Tuch auf dem Tisch, Nadel und Faden steckten nach wie vor darin. Vorsichtig ergriff er es und trug es seiner Mutter nach.

»Das hast du vergessen«, sagte er, als er den nassen Nebenraum betrat.

In der Küche, die den Namen kaum verdiente, glommen einige Holzscheite in der offenen Feuerstelle. Darüber hing an schmiedeeisernen Ketten ein Topf, aus dem es kräftig dampfte. Die Luft war so feucht, dass sich augenblicklich kleine Wasserperlen auf Händen und Stirn bildeten.

»Dank dir«, erwiderte die Mutter, die im brodelnden Topf gerührte hatte. Sie legte den Rührstab beiseite und nahm ihrem Sohn das Tuch, die Nadel und den Faden ab. Ihr kam kurz in den Sinn, ihn zu tadeln, unterließ es jedoch, da sie erkannt hatte, wie vorsichtig der Junge mit ihrer Arbeit umgegangen war. Wieder lächelte sie. »Es ist Zeit zum Schlafen.«

Benjan nickte. »Gibst du mir etwas Wasser?«

Lynette griff zum Krug, der auf einer Ablage unter dem zum Hinterhof offen Fenster stand. Sie füllte Wasser in einen kleinen tönernen Kelch und gab ihn ihrem Jungen. »Nun geh schlafen.«

»Gute Nacht, Mutter«, antwortete Benjan. Vorsichtig, ohne auch nur einen Tropfen des Wassers zu verschütten, kehrte er in die Wohnkammer zurück. Dort blieb er stehen und wartete lautlos. Er horchte genau, bis er sich sicher war, dass seine Mutter weiterarbeitete.

Auf leisen Sohlen schlich er mit dem Krug in der Hand zur Wohnungstür. Diese stellte ihn vor ein Problem, denn im Gegensatz zum Übergang zwischen Wohnkammer und Küche, hing hier tatsächlich eine Tür in den Angeln, die für gewöhnlich beim Öffnen leise zu knarren pflegte. Nicht sehr laut, aber für die Ohren einer sich sorgenden Mutter immer noch hörbar.

Die ihn umgebende Geräuschkulisse spielte ihm jedoch in die kleinen Hände. Zum einen brodelte in der Küche noch immer hörbar der Topf. Zum anderen hatte die Nachbarin gegenüber vor einigen Wochen Nachwuchs bekommen. Der Säugling schrie oft, Benjans Mutter hatte von Koliken gesprochen, doch was das bedeutete, wusste er nicht. Wichtig war, dass das Nachbarskind auch jetzt schrie und gemeinsam mit dem kochenden Topf in der Küche das leise Knarren der Tür zu übertönen vermochte.

Er versuchte sein Glück. Vorsichtig schob er den hölzernen Riegel beiseite. Die leichtere von beiden Aufgaben. Dann zog er die Tür ganz langsam auf. So langsam und behutsam, dass er das

Knarren selbst kaum vernahm. Nicht weiter als nötig öffnete er die Tür und zwängte sich hinaus, stets darauf bedacht, das Wasser nicht zu verschütten. Der Rest des Weges war einfach.

Micas kroch auf allen vieren zur Straßenseite. Den rechten Arm versuchte er dabei nicht zu belasten, da es ihm schier unerträgliche Pein beibrachte. Nach einer scheinbar endlosen Tortur brach er an der Hauswand zusammen, sammelte seine verbliebene Kraft, setzte sich auf und lehnte sich an die Wand. Die Bewegungslosigkeit verschaffte ihm ein wenig Linderung.

Als er husten musste, spritzte Blut aus seinem Mund. Es war ekelhaft, doch es machte ihm das Atmen leichter. Mit geschlossenen Augen saß er da, in sich gekehrt und vernahm die Welt um sich herum nur schemenhaft.

In ihm reifte wie seit Wochen schon der Hass gegen die Willkür derer, die in dieser Stadt die gesetzliche Gewalt ausübten. Gesetzlich verwechselten sie seit jeher mit körperlich. Er hatte von anderen gehört, die grundlos zusammengeschlagen worden waren. Die Stadtmiliz, unterstellt Statthalter Rufus und angeführt von Kommandant Hardim, brauchte keinen Grund, um zuzuschlagen. Sie machten keinen Unterschied zwischen jungen Männern wie ihm, gestandenen Mannsbildern oder Greisen. Selbst Frauen machten Bekanntschaft mit den Fäusten der Miliz. Zuletzt häuften sich obendrein Berichte über Vergewaltigungen. Wer Opfer wurde und wer nicht, entschied allein Zufall und Willkür. Die Miliz war Herr über sichere Heimkehr oder dem, was ihm nun widerfahren war. Nur eines war immer gleich: Die Milizionäre waren nie allein und stets überlegen.

Micas versuchte, die Augen aufzuschlagen. Erfolg stellte sich nur beim linken ein, während das rechte geschlossen blieb. Langsam drehte er den Kopf nach links, in jene Richtung, in die seine Peiniger davongegangen waren. Es war nichts mehr von ihnen zu sehen und doch schickte er ihnen einen lautlosen, von Hass zerfressenen Fluch nach.

»Hier!«

Micas erschrak, als ihn jemand an der rechten Schulter berührte. Ein kleiner blonder Junge stand neben ihm und reichte ihm einen Krug. Zögerlich, aber dankbar ergriff er das Gefäß wortlos mit der zitternden linken Hand. Er nahm nur einen kleinen Schluck, spülte sich den Mund, wobei sich der Schmerz in seinem Kiefer pochend zurückmeldete, und spuckte schließlich aus. Dann trank er. Besonders schmackhaft war das Wasser nicht, doch es erfrischte und lichtete den Nebel in seinem Kopf.

»Danke«, brachte er mit brüchiger Stimme hervor. Das Atmen fiel ihm nun ein wenig leichter.

»Was ist geschehen?«, fragte der Junge.

»Benjan!«, schallte es durch die dunkle Straße. »Was hast du hier zu suchen? Ins Haus mit dir, auf der Stelle!«

Schritte kamen näher.

»Er braucht Hilfe«, erwiderte Benjan und hockte sich neben das blutige Elend, das an der Hauswand lehnte. Unsanft zerrte Lynette den Jungen nach oben, doch er riss sich los. »Du musst ihm helfen! Vater hat man auch geholfen.«

Ein wunder Punkt. Es war im Frühjahr des Jahres gewesen, als ihr Mann Harold in etwa genauso aussah wie nun jener Fremde zu ihren Füßen. Wären ihm nicht mutige Bürger nach dem Überfall zu Hilfe geeilt, wäre er womöglich gestorben. Das hatte sie nicht vergessen. Sie seufzte schwer.

»Wir müssen Euch von der Straße holen«, meinte Lynette, eher zögerlich als entschlossen. »Könnt Ihr gehen?«

»Was ist passiert?«, schrillte eine weitere Stimme. Eine weitere Person näherte sich.

Micas versuchte, sich zu erheben. Seine Beine zitterten genauso wie seine Hände. Sein Blick wurde wieder trübe, schließlich wurde es ganz dunkel. Er spürte ein paar Hände, die ihn ergriffen, und hörte Stimmen, die Worte sprachen, die er zwar vernahm, aber nicht verstand. Dann packte ihn das Nichts.

Stimmengewirr ließ Micas schließlich wieder erwachen und augenblicklich fand er sich in einer neuen Hölle wider.

»Wo soll das noch hinführen?«

»Man muss Angst haben, aus dem Haus zu gehen!«

»Pscht!«

Es kehrte Ruhe ein. Eine Wohltat für Micas Ohren. Sein Kopf schien zerplatzen zu wollen.

»Tirim schläft bereits.« Es war die Stimme der Frau, die zuerst zu ihm geeilt war und jemanden namens Benjan angefaucht hatte.

»Er kommt zu sich.«

Micas öffnete langsam die Augen. Der kleine Junge stand neben ihm und starrte ihm ins Gesicht. Die Schemen dreier Frauen schoben sich in sein Blickfeld, das sich allmählich zu klären begann.

»Wer hat Euch so zugerichtet?« Die Sorge der Frau mit den schwarzen Haaren schien eher den Zuständen in der Stadt Elgrom zu gelten.

»Milizionäre«, brachte Micas mit Mühe und Not hervor. »Zwei.«

»Müht Euch nicht«, sagte die dritte im Bunde und griff nach dem Tuch, das auf Micas Stirn ruhte. Sie tauchte es in eine Wasserschale, wrang es aus und legte es zurück.

»Was hattet Ihr um diese Zeit draußen zu suchen?«, fragte Lynette beinahe anklagend. »Wisst Ihr nicht, dass die Dunkelheit voller Gefahr ist?«

Micas atmete durch. Dann sammelte er seine Kräfte, um zu sprechen. »Ich war auf dem Heimweg.«

»Allein«, erwiderte Lynettes Nachbarin Emeline. »Wie töricht.«

»Unvernünftig«, fügte die andere hinzu.

»Genug davon«, zischte Lynette. »Es ist passiert. Es nutzt nichts, ihm nun Vorwürfe zu machen.«

Emeline nickte. »Ich kehre heim. Das Kind ist ganz allein.«

Zusammen mit der dritten Frau verließ sie zögerlich Lynettes Bleibe.

»Hol ihm ein wenig Suppe und noch etwas Wasser«, wies Lynette ihren Sohn an, der nach wie vor dem Geschehen beiwohnte und für sein Alter außerordentlich tapfer und unerschüttert wirkte. Der Anblick des verletzten Fremden entsetzte ihn nicht. Er hatte seinen Vater im gleichen Zustand gesehen und auch damals die Fassung bewahrt.

»Ich möchte nichts«, brachte Micas hervor. »Habt Dank!«

»Ihr müsst zu Kräften kommen«, widersprach Lynette und ließ nicht den geringsten Zweifel daran, dass sie keinerlei Widerstand dulden würde. »Esst ein wenig und trinkt viel.«

Micas nickte nachgebend, soweit ihm das unter dem erdrückenden Schmerz möglich war.

Benjan kehrte mit einem Krug Wasser und einer kleinen Schale dampfender Suppe in den Raum zurück und stellte beides auf den wackeligen Tisch.

»Sieh nach deinem Bruder«, sagte Lynette zu ihm und streichelte ihm liebevoll über den Kopf. Sie war zunächst erbost gewesen, dass er sich nach draußen geschlichen hatte. Doch insgeheim empfand sie großen Stolz für ihren kleinen Jungen. Nicht viele Kinder seines Alters legten ein ähnliches Maß an Hilfsbereitschaft an den Tag. Sie lächelte. »Und geh selbst zu Bett. Es ist sehr spät und du willst morgen schließlich deinen großen Bruder abholen. Du musst ausgeruht sein.«

»Ja, Mutter«, antwortete Benjan und sah noch einmal zu dem Fremden. »Erholt Euch gut.«

Lynette sah ihrem Sohn nach, als dieser den Raum verließ und wandte sich dann wieder an ihren unerwarteten Gast. Sie half ihm, sich aufzusetzen, was ihm sichtlich schwerfiel und neuerliche Pein bereitete. Dann griff sie zur Suppenschale und füllte einen hölzernen Löffel. »Esst!«

Ihrem gebieterischen Tonfall wagte er, trotz seiner Übelkeit und Appetitlosigkeit, nicht zu widersprechen, und nahm einen Löffel Suppe zu sich.

»Wir sind einfache Leute«, erklärte Lynette und wirkte für einen Moment wehmütig. Sehnsucht nach einem besseren Leben, das sie nie haben würde, mischte sich in ihre Stimme. »Es ist nicht das wohlschmeckendste Mahl, aber es ist ehrlich verdient.«

»Es ist besser als das, was ich gewohnt bin«, erwiderte Micas angestrengt. Eigenartigerweise genoss er die warme Suppe. Sie schmeckte fad, es fehlte an Salz und Gewürzen. Doch sie wärmte und tat gut. Nicht nur in seiner gegenwärtigen Situation, sondern überhaupt. Er hatte nur selten Hilfsbereitschaft und Barmherzigkeit erfahren. Sein Leben war so kalt wie der Winter draußen vor der Tür.

Nach einigen weiteren Löffeln stellte Lynette die Schale zurück auf den Tisch. »Ihr könnt bis zum Morgen bleiben. Habt Ihr jemanden, der sich dann um Euch sorgen wird?«

Micas schüttelte sacht den Kopf. »Ich komme zurecht.«

Lynette nickte und erhob sich. »Eines sei Euch noch gesagt. Solltet Ihr auf dumme Gedanken kommen, weiß ich mich zur Wehr zu setzen. Wir haben ohnehin nichts, was sich zu stehlen lohnt.«

»Es würde mir nicht in den Sinn kommen«, erwiderte Micas und seine Stimme klang fest. Wenn es etwas gab, das er nie verlor, dann war es seine Aufrichtigkeit. Auch wenn er selbst nicht viel besaß und in ärmlichen Verhältnissen auskommen musste, lag ihm nichts ferner, als anderen Schaden oder Leid zuzufügen. »Habt vielen Dank. Ich vergesse Euch Eure Hilfe und Gastfreundschaft nicht. Eines Tages werde ich sie Euch vergelten.«

»Versprecht nichts, was Ihr nicht halten könnt«, erwiderte Lynette. Ihre Mundwinkel zitterten kurz, doch ein aufkommendes Lächeln unterdrückte sie.

»Ich verspreche es nicht«, erwiderte Micas fest. »Ich schwöre es!«

Lynette nickte. Irgendetwas sagte ihr, dass er seinen Schwur nicht brechen würde. Da war etwas in seiner Stimme, das sie nicht fassen konnte, ihr aber sagte, dass er fest beabsichtigte, Wort zu halten. »Ihr könnt die Decke nehmen. Erholt Euch gut.«

Es wurde dunkler, als Lynette die kleine Ölleuchte, die nur spärliches Licht spendete, löschte. Dann verließ sie den Raum.

Micas lehnte sich zurück, atmete durch und augenblicklich begannen seine Gedanken zu rasen. Seit Langem stellte er sich die Frage, welchen Grund die Stadtmilizionäre hatten, immer und immer wieder arglose Bürger niederzuprügeln. Was veranlasste einen Menschen zu einer derartigen Boshaftigkeit? Er hatte sich mehr als einmal mit anderen über diese Frage unterhalten und nie eine zufriedenstellende Antwort gefunden.

Nichts und Niemand stellte sich der Miliz in den Weg. Auch nicht Statthalter Rufus, Schwager des Königs. Er ließ die Stadt verkommen und scherte sich einen Dreck um ihre Einwohner. Er ließ sie links liegen und bemerkte sie erst, wenn sie ihre Abgaben nicht zahlten. Dann schickte er die Miliz.

Elgrom, einst die wichtigste militärische Ortschaft im Königreich Nydal, hatte längst an Bedeutung verloren, nachdem mit dem im Süden benachbarten Königreich Sydeveg Frieden geschlossen worden war. Seitdem ging es mit Elgrom stetig bergab. Der Großteil der Soldaten war abberufen worden, die einst so wichtige Werft und der Hafen südwestlich der Stadt waren seit langer Zeit aufgegeben. Natürliche Ressourcen waren rar und so wurde Elgrom, das weit abgelegen vom Zentrum Nydals lag, dem langsamen Verfall preisgegeben. Arme und Mittellose tummelten sich hier. Die kleine Elite um Statthalter Rufus kannte nur einen Zeitvertreib und der bestand darin, die unterste Schicht der Gesellschaft zu tyrannisieren und bis aufs Blut auszubeuten.

Es war ungerecht, befand Micas. In Elgrom saßen doch alle im gleichen Boot. Jene in den Diensten des Königs litten weder Hunger noch Not und es gab keine vernünftige Erklärung, weshalb sie den Mittellosen das Leben schwerer machten, als es ohnehin schon war.

Veränderungen mussten geschehen. Das stand zweifelsohne fest. Dazu bedurfte es vor allem Mut, doch diesen in Elgrom zu finden, war beinahe aussichtslos. Zu viele Menschen hatten Angst das Wenige, das sie noch besaßen, zu verlieren oder mit dem Leben zahlen zu müssen, wenn sie sich gegen Gewalt und Unrecht zu erheben versuchten.

Micas erging es nicht anders. Er fürchtete die Schikanen der Miliz ebenso, wie die meisten anderen Einwohner der Stadt. Mit verbalen Attacken konnte er sich arrangieren, doch heute hatte er gelernt, dass der Grat zwischen Beschimpfungen und Gewalt nicht sehr breit war. Mit dem Überfall hatte die Stadtmiliz nun eine Grenze überschritten. Seine Grenze.

R

»Der Schatzmeister ersucht um Audienz!«

König Kilan, Nachkomme von Gregor dem Grausamen und Avelyn der Unverwüstlichen, winkte ab. »Er möge später wiederkommen.«

»Mit Verlaub, Eure Majestät«, erwiderte Kammerdiener Rolet und zeigte sich ehrfürchtig. »Ihr habt ihn bereits am gestrigen Tage vertröstet. Ebenso tags zuvor.«

Kilan war gelangweilt. »Ist es denn so bedeutend, dass er drei Tage in Folge meine kostbare Zeit zu beanspruchen sucht?«

Rolet, der seit Jahren im Dienste des Herrschers stand, amüsierte sich bei dieser Aussage, wenngleich er nach außen hin keine Miene verzog. Die ›kostbare‹ Zeit? Alles, was König Kilan den lieben langen Tag trieb, war Essen, Schlafen und das ein oder andere Weib zu beglücken, wenngleich man in diesem Zusammenhang kaum mehr von ›beglücken‹ sprechen konnte, wie er befand.

Der König war ein schwerfälliger alter Mann, der Zeit seines Lebens zu viel gefressen hatte. Das Haar war ergraut und schon licht geworden, dafür wuchs der Bauch scheinbar unermüdlich in die Breite. Wenn Rolet die Stallburschen beauftragte, ein Pferd für den Regenten zu satteln, mussten sie oft ein neues, unverbrauchtes wählen, da die Hengste unter der Last des beleibten Königs schnell den Geist aufgaben.

»Angelegenheiten des Schatzmeisters sind stets von gewisser Dringlichkeit, Eure Majestät«, antwortete der Kammerdiener nach kurzem Zögern.

Kilan, der auf einer bequemen, gepolsterten Liege saß und einen Kelch Wein in der Hand hielt, ließ Rolet absichtlich warten. Er wusste, dass sein Kammerdiener entweder viel Geduld besaß oder so weise war, keine Widerworte zu geben.

»Nun denn«, sagte der König schließlich und erhob sich träge. »Schickt ihn herein.«

Rolet machte die Andeutung einer Verneigung. »Wie Ihr wünscht.«

Der König mühte sich an seinen Arbeitsplatz. Es war ein großer hölzerner Tisch, der mitten im Raum stand. Zahlreiche Verzierungen aus Gold und Purpur schmückten ihn genauso wie alles andere im Schloss. Das ganze königliche Anwesen war ein Beispiel herausragender Handwerkskunst.

Der Schatzmeister betrat den Raum. Er war wesentlich legerer als Rolet, denn er genoss das bedingungslose Vertrauen des Königs. Kilan bedeuteten seine Besitztümer mehr als alles andere und daher ließ er seine Finanzen nur von jemandem verwalten, der nicht den kleinsten Makel besaß. Einen guten Schatzmeister zu finden war schwerer als einen guten Kammerdiener.

»Nun, womit wollt Ihr mich langweilen?«, fragte Kilan schroff und gab sich arbeitsam.

Auncell aber ließ sich nicht täuschen. Er wusste, dass der König mehr damit beschäftigt war, sein Geld für Luxus auszugeben, anstatt sich um sein Königreich zu kümmern.

»Der Bericht des letzten Monats«, antwortete Auncell.

»Wieso erhalte ich diesen erst heute?«, wollte der König mit ernster Miene wissen. Er unterbrach seine vorgetäuschte Arbeit.

Die rechte Augenbraue Auncells wölbte sich nach oben. Eine Mimik, die sonst kaum jemand aus dem gesamten Hofstaat zu zeigen wagte. Es war weithin bekannt, dass Kilan hin und wieder besonders exzentrische Launen hatte und für ein Stirnrunzeln oder ähnliche Gesten zuweilen drakonische Bestrafungen anordnete. Die Bandbreite reichte von Peitschenhieben bis hin zum Strang.

»Mit Verlaub, Königliche Hoheit«, antwortete der Schatzmeister. »Es ist bereits der dritte Tag in Folge, dass ich um Audienz bezüglich des Berichts ersuche. Am gestrigen Tage sprach ich gar zwei Mal vor. Am Vormittag und am frühen Abend.«

Kilan hielt inne und starrte Auncell an.

Der Schatzmeister hielt dem Blick stand und verzog keine Miene. Er konnte sich wahrlich mehr als andere Hofdiener leisten, doch zu weit treiben durfte auch er es nicht. Das Wölben der Augenbraue hatte des Königs Grenze für den heutigen Tag wohl ausgereizt.

»Verstehe«, meinte der König schließlich. »Ich bin stets sehr beschäftigt. Es gibt viel zu tun.«

»Verstehe«, antwortete Auncell und benutzte absichtlich das gleiche Wort wie der König.

»Nun denn«, sagte Kilan. »Tragt vor!«

»Insgesamt sind die Einnahmen im letzten Monat wieder gestiegen«, begann Auncell, der keinerlei Unterlagen benötigte, um seinen Bericht abzuliefern. Dies zeichnete ihn in besonderem Maße aus. Er verstand sein Handwerk und hatte das Wesentliche stets im Kopf. »Die Erhöhung der Einforderungen macht sich bemerkbar. Die Fischerorte Nolrug und Argia profitierten zudem vom kalten Winter im Norden. Es wurde mehr Fisch an Handelsreisende verkauft als üblich. Die Castelle Hibbernaid, Sledom und Korekgal nahmen dadurch mehr Wegezoll ein. Lentok konnte durch den erhöhten Reiseverkehr ebenfalls höhere Einnahmen verzeichnen.«

Der König lehnte sich zurück. Innerlich erfreute ihn diese Nachricht mehr, als er sich anmerken ließ. »Dies hört sich vortrefflich an.«

»Allerdings«, sprach Auncell weiter. »Elgrom hat die verlangten Steuern erneut nicht in voller Höhe leisten können.«

Die Miene des Königs verfinsterte sich augenblicklich. Er schwieg und gab sich nachdenklich. »Wurde im letzten Monat ein Bote geschickt, der die Forderungen nach Elgrom übermittelt hat?«

»Wie Ihr befohlen hattet, Eure Majestät«, antwortete Auncell. »Statthalter Rufus wurde umfassend informiert. Der Aussage unseres Boten zufolge nahm er Eure Botschaft zur Kenntnis und gelobte, die Steuern in voller Höhe einzutreiben. Er wies jedoch darauf hin, dass aufgrund des strengen Winters Elgrom die erforderliche Menge Holz nicht roden konnte. Dadurch sanken Ausfuhren und damit auch die Einnahmen in erheblichem Maße.«

»Unsinn«, brüllte Kilan und schlug mit der rechten Faust auf den Tisch. »Ihm sollte klar sein, dass mir bewusst ist, dass Elgroms östliche Berge genügend Holzvorräte aufweisen.«

»Womöglich war der Abbau aufgrund des Schnees nicht ertragreich genug«, sagte Auncell, der weiterhin die Ruhe selbst blieb, doch auch in ihm wuchs ein wenig die Anspannung. »Obendrein gefährlich.«

»Gefährlich«, wiederholte der König und schnaubte verächtlich. »Es ist mir absolut gleich, ob beim Abbau einer oder hunderte dieses Pöbels umkommen. Meine Forderungen müssen erfüllt werden!«

»Der Bote hatte darauf hingewiesen«, versicherte Auncell trocken.

Der König erhob sich aus seinem bequemen Sessel und schritt langsam zum großen Fenster, durch das er auf die Hauptstadt Sopras herabblicken konnte. »Offenbar unterschätzt Rufus in erheblichem Maße, was ich ihm mitzuteilen suche.«

Darauf gab Auncell keine Antwort, wenngleich er die Meinung des Königs teilte. Doch jedes Wort, ob zustimmend oder ablehnend, wäre in dieser aufgebrachten Stimmungslage des Herrschers töricht gewesen.

Die ganze Angelegenheit um Elgrom war dem König sehr vertraut und dafür gab es gute Gründe. Schon lange hatte er auf eine Gelegenheit wie diese gewartet. Bereits im letzten Sommer wäre er gern zur Tat geschritten, aber Rufus hatte, nachdem er zwei Mal die Forderungen nicht vollständig erfüllt hatte, sehr zur Überraschung Kilans schließlich die verlangte Menge Silberlinge schicken lassen. Es war sogar ein leichter Überschuss gewesen. Dies musste den König milder stimmen, das wusste auch Rufus. Die Ausuferung der Lage war damit abgewendet worden. Bis jetzt.

Nun hatte Elgroms Statthalter zum dritten Mal nicht so viel gezahlt, wie der König forderte. Ob er nicht konnte oder nicht wollte, spielte dabei keine Rolle. Das Maß war voll und die Lunte des Pulverfasses war entzündet. Kilan lächelte breit, was sein Schatzmeister nicht sehen konnte, da er ihm den Rücken zugewandt hatte.

Schließlich entspannte sich das erfreute Mienenspiel des Königs wieder und er drehte sich zu seinem Gesprächspartner um. »Es wird wohl Zeit, dass ich meinem... geschätzten Schwager selbst einen Besuch abstatte.«

Auncell zeigte keine Regung.

»Rolet!«, brüllte der König.

Der Kammerdiener erschien augenblicklich. »Majestät?«

»Informiert den Stallmeister«, begann Kilan Anweisungen auszusprechen. »Er möge Vorbereitungen für eine Reise nach Elgrom treffen. Er soll die Kutsche bespannen. Ich möchte in fünf Tagen in Elgrom eintreffen. Plant einen Halt in Lentok ein.«

Lentok war eine große Handelsstadt im Zentrum des Königreiches Nydal. Ihr kam oft die größte Bedeutung zu, übertraf sie doch die Hauptstadt Sopras sowohl an Fläche als auch an der Zahl der Bewohner. Plante man gen Osten oder Süden zu reisen, so war ein Halt in Lentok aufgrund der sich anschließenden beschwerlichen und langen Wege unumgänglich, um vor dem strapaziösen Teil der Reise eine letzte mehr oder minder angenehme Nacht verbringen zu können.

»Wie Ihr wünscht«, antwortete Rolet. »Plant Ihr zudem in Ira oder Mron zu nächtigen?«

Kilan schnaubte desinteressiert. Beide Orte lagen auf der östlichen Route, die um die Salkin-Berge herumführte. Als Elgrom noch ein bedeutender Militärposten war, waren Ira und Mron eigens dafür gegründet worden, die Strecke zwischen der Militärstadt und Lentok in Abschnitte zu unterteilen, sodass Reisende, meist Soldatentruppen, für die Nächte Obdach fanden.

Ira zu umgehen war möglich, wenn man den westlicher verlaufenden Bergpfad nutzte, doch da der König die Kutsche erwähnt hatte, schied dieser Weg für Rolets Planungen von vornherein aus, denn die Anstiege waren zu beschwerlich. Man hätte noch so viele Pferde vor die Kutsche spannen können, sie wären kaum in der Lage, den beleibten König die Berge hinauf zu bugsieren.

»Wenn es sein muss, Ira« lautete die Antwort des Königs, dem keine der beiden Ortschaften zusagte, doch andere gab es auf der Route nicht und wenn er nicht in der Kutsche selbst ruhen wollte, musste er wenigstens einen Halt zwischen Lentok und Elgrom einlegen.

»Ich werde die Statthalter und Dorfältesten über Eure Aufenthalte informieren lassen und alles Weitere vorbereiten«, versicherte Rolet.

»Wartet!«, rief der König, als sein Kammerdiener sich anschickte zu gehen. »Mron scheint mir doch die bessere Wahl. Aber informiert weder Elgrom noch Mron über meine Ankunft und Ira nicht über meine Durchreise. Ich möchte Rufus nicht früher als nötig damit belästigen, Vorbereitungen zu treffen.«

Rolet nickte und deutete eine Verbeugung an.

»Eure Majestät,« begann Auncell. »Darf ich vorschlagen, die Reise zu verschieben? Bis nach der Schneeschmelze. Der Bote berichtete von Schneefeldern, die für ihn zu Pferde kaum zu bewältigen waren. Mit der Kutsche ergeben sich sicher erhebliche Hürden, bevor der Schnee geschmolzen ist.«

»Ich habe nicht vor, bis zum Sommer auf mein Geld zu warten«, erbot sich der König.

»Ihr solltet seinen Rat beherzigen«, pflichtete Rolet dem Schatzmeister bei. »Wartet wenigstens noch einige Tage länger. Der Wind hat bereits auf Süd gedreht. Es stehen wärmere Tage bevor, sodass der Schnee zumindest antauen wird. Die Reise würde erheblich sicherer und weniger beschwerlich werden.«

Kilan dachte angestrengt nach. Es konnte ihm gar nicht schnell genug gehen, nach Elgrom zu kommen. Dies stellte zweifelsohne ein Novum dar, da er diese Stadt am liebsten von der Landkarte tilgen wollte.

»Nun gut, fünfzehn Tage«, sagte der König schließlich. »In fünfzehn Tagen will ich in Elgrom sein. Keinen Tag später. Plant die Reise entsprechend. Schlägt das Wetter wieder auf Schneefall um, schickt Soldaten los, die den Weg beräumen.«

Rolet und Auncell wechselten einen Blick. Es war sehr ungewöhnlich, dass der König Schneeräumer entsandte. Dies geschah in der Regel nur bei unaufschiebbaren Reisen und war etliche Jahre nicht mehr vorgekommen. Es schien ihm äußerst wichtig zu sein.

»Nun geht«, befahl der König. »Ihr wisst, was zu tun ist.«

R

In Elgrom hatte vor einigen Tagen Tauwetter eingesetzt. Der lange und strenge Winter neigte sich endlich dem Ende entgegen, nachdem er seinen Tribut verlangt hatte. Die Abgabenlast an den König war so groß, dass ein nicht unerheblicher Teil der Getreide- und Holzreserven in andere Städte verkauft worden war, um das Geld aufzubringen, das der König verlangte.

So war es immer gewesen. Zuerst kam der König, dann die Privilegierten der Stadt und zuletzt das einfache Volk, das in diesem Winter mehr Hunger als sonst gelitten hatte. Die Not unter den Bürgern hatte sich so verschärft, dass viele auf der Strecke geblieben waren.

Statthalter Rufus hatte angeordnet, die Toten auf den Straßen abzulegen. Wochenlang hatten Temperaturen unter dem Gefrierpunkt geherrscht, sodass zumindest kaum Krankheitsgefahr von den Kadavern ausging. Einmal in der Woche, bei Bedarf öfter, streifte eine besondere Truppe der Miliz durch die Stadt und entsorgte die Toten. Es war erbärmlich. Nicht einmal ein würdiges Begräbnis wurde den Opfern des Winters zuteil. Die Beseitigung der Toten fand meist in den Abendstunden statt.

Es gingen Gerüchte um, dass die Leichen einfach in den Fluss Krokton geworfen wurden. Die Miliz widersprach dem und damit hatten sich die Menschen zu begnügen. Wer Fragen stellte oder sich erdreistete, einen Verblichenen selbst zu bestatten, wurde entweder niedergeprügelt oder eingesperrt. Gelegentlich geschah beides. Es gab keine Trauerfeiern, nur eine wöchentliche Andacht in der Kirche, bei der die Namen der Toten verlesen wurden.

Mit dem zaghaften Einzug des Frühlings erwachte die Stadt langsam zu neuem Leben. Mit jedem bisschen Schnee, das dahinschmolz, wuchs die Hoffnung der Menschen, dass endlich wieder bessere und einfachere Zeiten bevorstanden.

Lynette hatte Mühe, ihre beiden jüngsten Kinder bei sich zu behalten. Benjan und sein kleiner Bruder Tirim traten immer wieder nach Schneeklumpen, die am Straßenrand lagen. Sie sorgte sich, dass einer ihrer Sprösslinge in einen der höheren Schneehaufen sprang und dabei einen Toten entdeckte. Dies war zwar nicht sehr wahrscheinlich, doch die sich sorgende Mutter rechnete stets mit dem Schlimmsten.

»Lasst das sein!«, lautete die barsche Anweisung an ihre beiden Jüngsten.

Die Dreiergruppe erreichte den kleinen Marktplatz. Hier lag noch eine Menge Schnee, zu großen Haufen zusammengeschoben. Die Anwohner hatten Pfade beräumt und mit Asche gestreut, sodass es halbwegs ungefährlich war, in alle Richtungen sowie zum Brunnen zu gelangen.

Trotz der langsam steigenden Temperaturen herrschte wenig Betriebsamkeit. Nur vereinzelt gingen Menschen umher, meist mit gesenkten Häuptionen. Kaum jemand riskierte einen unnötigen Blick, denn in den letzten Tagen war die Miliz besonders angriffslustig gewesen und gelegentlich reichte ein solcher Blick aus, um sich eine Tracht Prügel oder zwei einzuhandeln.

Von der Westseite des Marktes war zu hören, wie Metall auf Metall schlug. Telfas, der Schmied, hatte also seine Arbeit wieder aufgenommen. Er war im Winter erkrankt und hatte seine Werkstatt eine ganze Weile geschlossen. Doch selbst bei guter Gesundheit hätte er seine Arbeit aufgrund der fehlenden Rohstoffe kaum fortführen können.

Das kleine, nördlich von Elgrom gelegene Dorf Neak lieferte für gewöhnlich die Werkstoffe für den Schmied. Die Mine war jedoch wochenlang nicht zugänglich gewesen, da der starke Schneefall den Pfad zum Mineneingang unpassierbar gemacht hatte. Erst seit wenigen Tagen konnte wieder gearbeitet werden. Scheinbar war am Morgen eine erste Lieferung eingetroffen.

Je weiter Lynette mit ihren Kindern zur nördlichen Seite des Marktes schritt, desto deutlicher wurde der Duft frischen Brotes. Der Bäcker befand sich gleich um die Ecke. Der Rauch über den Dächern und der Geruch in den Gassen zeugte davon, dass er gebacken hatte.

»Kaufen wir Brot?«, fragte der kleinste der Truppe, als ihm der Duft in die Nase stieg.

Lynette sah zu ihm herunter und Wehmut durchfuhr sie für einen Augenblick. »Heute nicht.«

Tirims Augen wurden traurig, doch es nutzte nichts. Das Geld war knapp und der Bäcker musste den Großteil seiner Waren an den Statthalter abgeben. Es blieb kaum genügend übrig, um die Stadtbevölkerung in angemessenem Rahmen zu versorgen. Um selbst über die Runden zu kommen, war er gezwungen, die Preise anzuheben. Lynettes Familie gehörte bei Weitem nicht zu jenen, die mit Geld um sich werfen konnten und daher musste sie, wo immer es möglich war, Verzicht üben.

Sie erreichten den Brunnen. Zwei Offiziere der Miliz standen dort.

»Was begehrt Ihr?«, fragte einer der beiden Männer. Es war der stadtbekannteste Vertreter des Kommandanten der Miliz, Barthel. Er wirkte ebenso wie sein Kamerad gut genährt und war warm verpackt.

Das dämliche Grinsen im Gesicht des anderen, sein Name war Deken, veranlasste Lynette, kurz die Augen zu schließen und sich vorzustellen, wie sie ihm den Tonkrug, den sie bei sich trug, über den Schädel zog, um ihm sein Feixen auszutreiben.

»Wir wollen Wasser holen«, sagte Lynette schließlich. Sie verließ sich darauf, dass ihre Kinder, die hinter ihr standen, ruhig blieben und nichts sagten. Selbst kindliche Worte konnten den Milizionären Anlass genug sein, Lynette oder gar eines ihrer Kinder zu schlagen.

»Zwei Kupferlinge«, forderte Deken harsch. »Je Fuhre, versteht sich.«

»Was redet Ihr da?«, entfuhr es Lynette in einem unbedachten Augenblick.

»Der Winter hat die Brunnen beschädigt«, erklärte Barthel gelassen und in anständigem Tonfall. »Die Instandhaltung kostet Geld.«

»Instandhaltung«, spottete die Mutter. Der erste Stein war geworfen und so konnte sie auch den Mund aufmachen, anstatt zu schweigen. »Am gestrigen Tage war der Brunnen noch tadellos. Das Wasser aber schmeckt wie Abfall. Was für eine Instandhaltung meint Ihr also?«

»Werd' bloß nicht frech«, antwortete Deken und kam einen Schritt auf sie zu. »Zwei Kupferlinge. Bezahle oder verschwinde.«

»Das kann ich mir nicht leisten«, protestierte Lynette. »Wie soll ich meine Kinder ernähren?«

»Das ist Eure Sorge, nicht unsere«, lautete Dekens Antwort. »Verschwinde mit deinen Bastarden oder wir machen dir Beine.«

Lynettes Wut gipfelte darin, dass sie die Hände zu Fäusten ballte. Zu gern hätte sie ihre Meinung mit Taten bekräftigt. Wenigstens dieses eine Mal. Doch sie zügelte sich, denn auch im größten Zorn wusste sie, zuzuschlagen wäre mehr als töricht gewesen. Nicht nur, dass sie als Frau zwei kräftigen Männern unterlegen war, sie trugen auch Schwerter bei sich und diese waren stets ein Argument, lieber Ruhe zu bewahren.

Sie wandte sich an ihre Kinder. »Kommt.«

Sowohl Benjan als auch Tirim hatten die Szene mit großen Augen verfolgt und keinen Mucks von sich gegeben. Sie hatten sich, so wie sie es ihnen beigebracht hatte, hinter ihrer Mutter zurückgehalten. Das taten sie immer, wenn Uniformierte in Sichtweite gelangten.

Benjan war der neugierigere von beiden, doch leichtsinnig war er nicht. Er wusste auch in seinem jungen Alter, wann es besser war, still zu sein.

Lynette hatte den Tonkrug wieder hochgehoben und ging mit ihren Söhnen weiter. Sie wollte ihr Glück an einem der anderen Brunnen versuchen. Es gab sieben, von denen fünf für die Bürger zugänglich waren. Einer befand sich im Areal der Bauern, ein anderer im Bereich der Burg, die jedermann mied. Lynette machte sich nur wenig Hoffnung, dass die Situation andernorts besser sein würde.

»Und wasch dich mal«, rief Deken ihr nach und brach in spöttisches Gelächter aus.

Lynette hörte nicht hin und ging weiter. Sie näherten sich der Hauptstraße und der Duft frisch gebackenen Brots wurde intensiver. Es war eine harte Willensprobe, mit ihren beiden Kindern, die so wie sie beinahe immer hungrig waren, am Bäcker vorbeizugehen. Aber es nutzte nichts, dies war der kürzeste Weg und Zeit zu verlieren hatte Lynette nie. Zuhause warteten wieder Nadel und Tuch auf sie. Jene Dinge, mit deren Hilfe sie etwas dazuverdiente, wenn sie nicht ihrer Arbeit in der Färberei nachging.

»Mami«, begann Tirim zu quengeln, als sie schließlich am Bäckerhaus vorbeischritten. Der Kleine blieb stehen und blickte durchs Fenster in die Backstube. »Lass uns ein Brot kaufen.«

Der Bäcker erschien unvermittelt im Fenster.

Lynette lächelte ihm zu und nickte. »Guten Morgen, Symond.«

»Seid gegrüßt«, erwiderte der Mann. Er klopfte sich etwas Mehlstaub vom Hemd. »Wie steht es?«

Lynette setzte den Tonkrug ab und kam zum Fenster heran. »Habt Ihr gehört, dass für Wasser aus dem Brunnen zwei Kupferlinge verlangt werden?«

Symond nickte und seine Miene verfinsterte sich. »Seit heut in der Früh. Ich musste auch löhnen, um Wasser für des Statthalters Brote zu holen. Selbstredend muss der Preis für ihn dennoch gleich bleiben. Falls er überhaupt zahlt.«

»Jemand sollte ihm den Hals umdrehen«, meinte Lynette. »Wisst Ihr, wie es um die anderen Brunnen steht?«

»Die Witwe Clement sagte, es sei überall das Gleiche«, lautete die ernüchternde Antwort. »Der Dreckskerl quetscht das letzte bisschen aus uns heraus. Verratet es nicht, aber ich spucke in jedes seiner Brote.«

Lynette schmunzelte. »Hütet Euch, auch in mein Brot zu spucken. Falls ich wieder einmal bei Euch kaufen kann.«

»Gewiss nicht«, versicherte Symond und legte die rechte Hand aufs Herz. Er lachte leise.

»Mami«, bettelte Tirim erneut und zog das Wort in eine beinahe nervtötende Länge.

Symond lachte leise und griff hinter sich. Dann überreichte er dem Kind ein kleines Stück Brot. »Lass es dir schmecken.«

Tirim strahlte übers ganze Gesicht, als er das Stück ergriff. Es war noch warm. Er brach es in zwei Teile und reichte eines seinem Bruder, bevor er aß.

»Habt Dank, Symond«, sagte Lynette. Es war ein Segen, ihre beiden Kinder für einen Augenblick freudestrahlend zu sehen. Wenngleich sie nur an einem Stück trockenen Brotes kauten, waren sie doch hochofren. »Ich wünschte, ich könnte Euch etwas Geld dafür geben.«

»Lasst gut sein«, erwiderte Symond kopfschüttelnd und winkte ab. »Der kleine Bissen fällt nicht ins Gewicht.«

»Habt nochmals vielen Dank«, sagte Lynette. »Wir können... «

Hufgetrappel näherte sich schnell und der Hieb einer Reitgerte durchschnitt die Luft.

Die beiden Kinder und Lynette blickten in Richtung des Stadtturms und Symond lehnte sich aus dem Fenster heraus, um zu sehen, was vor sich ging.

Ein Reiter galoppierte gerade am Turm vorbei über den Großen Marktplatz. Er stürmte an der Bäckerstube vorüber und bog nach dem nächsten Haus links ab.

»Er reitet zum Schloss«, stellte Symond fest.

Lynette seufzte besorgt. »Das kann nichts Gutes heißen.«

Colette, erstes Kind König Kilans, hatte keine große Begeisterung gezeigt, als ihr Vater ihr berichtet hatte, dass er auf eine Reise zu gehen beabsichtigte. Im Schloss langweilte sie sich oft, wenn er nicht zugegen war. Besonders bei den Mahlzeiten, die sie dann allein zu sich nehmen musste, zeigte sich die ganze Einsamkeit ihres jungen Lebens. Ihre Mutter, Königin Merri, lebte seit Jahren auf Castella de Sledom, fernab von Sopras, während ihr Bruder, Prinz Balian, Statthalter in Nolrug war und daher selten am königlichen Hofe weilte.

Es war deshalb nicht viel Zeit vergangen, bis sie nach Kilans Ankündigung, an ihn herangetreten war, um ihn in Kenntnis zu setzen, sich ebenfalls auf eine Reise zu begeben.

Kilan hatte protestiert, da Reisen außerhalb der Stadt im Winter recht gefährlich sein konnten. Sie hatte dagegegehalten, dass sie entbehrlicher als er selbst sei und wenn er auf eine gefahrvolle Reise ginge, sie dies ebenso tun könne. Sie erklärte, dass sie nach Burg Savol reisen wolle, dem einstigen Gut ihrer früh verstorbenen Tante Sibel.

Daraufhin hatte Kilan noch heftigeren Widerspruch eingelegt, denn die Burg war vor rund zwei Jahrzehnten verlassen worden. Der König selbst hatte dafür gesorgt, bevor er sich auch Rufus weitgehend entledigte, indem er ihn als Statthalter ins ferne Elgrom abkommandiert hatte. Eine gute Entscheidung, wie er stets befand, verabscheute er seinen Schwager doch noch mehr als Elgrom selbst.

Colette hatte sich abermals ereifert, dass sie sich von ihm, wenn er ohnehin nicht am Hofe war, kein Verbot gefallen ließe und auch gegen seinen Willen aufbrechen würde. Sie meinte außerdem,

dass die alte Burg sie fasziniere und sie das Meer genauso liebe wie die bewaldeten Berge. Es gab keinen anderen königlichen Sitz, der beide Leidenschaften Colettes so sehr vereinte wie Savol.

Schließlich und endlich hatte Kilan seinen Widerstand aufgegeben, nachdem er sich zwei lange Tage das Gekeife seines ältesten Kindes hatte anhören müssen.

Inzwischen war Colette auf Savol eingetroffen. Sie hatte darauf verzichtet, eine vollständige Dienerschaft mitzunehmen. Lediglich zwei Zofen und ein Kutscher begleiteten die Prinzessin. Sie hätte die Kutsche auch selbst gelenkt oder wäre allein zu Pferde nach Savol aufgebrochen, doch das hatte Kilan ihr untersagt. Es wäre ihr angesichts des eigentlichen Grundes ihrer Reise lieber gewesen, allein zu reisen, doch sie hatte keinen Einwand erhoben, um den ganzen Zank nicht erneut aufflammen zu lassen.

Die drei Bediensteten hatten sich im unteren Stockwerk einquartiert, während Colette selbst das obere nutzte. Außerdem hatte sie den Dreien, nachdem die Zofen das Schlafgemach hergerichtet hatten, unmissverständlich zu verstehen gegeben, dass es ihnen strikt untersagt sei, die obere Etage zu betreten, es sei denn, sie rief nach ihnen. Da ihre Stimme genau wie die ihrer Mutter durch Mark und Bein zu gehen vermochte, was alle drei Diener schon mehr als einmal erlebt hatten, folgten sie der Anweisung ohne zu murren.

Colette hatte nun alles was nötig war vorbereitet, um ihren Aufenthalt genießen zu können. Es fehlte nur noch eines, doch das würde noch einige lange Tage auf sich warten lassen. Sie vertrieb sich die Zeit mit Ausritten an den Strand, obwohl das Wetter trotz erster Frühlingsboten noch nicht das beste war. Außerdem genoss sie es, in den Bergen zu wandern. Eine der Zofen begleitete sie stets, wohl auf Anordnung des Königs. Colette war ihrer überdrüssig und ignorierte sie weitestgehend.

So brachte sie die ersten Tage hinter sich, ohne sich zu Tode zu langweilen. Doch das Warten war noch nicht vorüber. Das Warten auf ihren heimlichen Geliebten.

Mit unvermindert hohem Tempo hielt der Reiter auf die Festung Elgroms zu. Er raste durch das Tor der Festungsmauer, überquerte den Vorplatz und hielt erst am Hauptportal an, wo er vom Pferd sprang.

»Nennt Euer Begehr!«, forderte Belin und festigte den Griff um das Heft seines Schwertes, um für alle Fälle gewappnet zu sein.

»Ich habe eine Nachricht an Statthalter Rufus zu übermitteln«, lautete die Antwort des Reiters, der schnell atmete, um wieder zur Ruhe zu kommen. Der Ritt hatte ihn offensichtlich angestrengt. »Sie ist von äußerster Dringlichkeit!«

Die beiden Wachen wechselten einen kurzen Blick.

»Ich werde Euch begleiten«, kündigte Belin an. »Kommt nicht auf abwegige Gedanken.«

Der Reiter neigte kurz den Kopf als Zeichen der Bestätigung.

»Seid Ihr bewaffnet?«, fragte Belin, nachdem er das Portal des Schlosses geöffnet und mit dem Besucher durchquert hatte.

»Nein«, antwortete der Reiter der Wahrheit entsprechend. »Ich bin nur Landbote aus Mron.«

Die beiden hatten einen kurzen und nur spärlich ausgeleuchteten Gang hinter sich gelassen, waren dann nach rechts abgebogen und stiegen eine Treppe hinauf. Dem Reiter konnte es gar nicht schnell genug gehen, so wichtig war seine Botschaft, wie er meinte. Doch Belin machte keine Anstalten schneller zu gehen, wenngleich er die Ungeduld des anderen vernahm.

Sie stiegen gemeinsam zwei Treppen hinauf und erreichten das zweite Stockwerk, wo Rufus die Amtsgeschäfte zu erledigen pflegte. Der Treppe schloss sich ein kleiner Saal an, weniger als zwanzig Fuß in jede Richtung messend. Mehrere Türen, alle verschlossen, gingen davon ab.

Belin hielt auf das größte Portal zu. Zwei weitere Wachen waren davor postiert. »Ein Bote mit einer wichtigen Nachricht aus Mron!«

Einer der Männer nickte, woraufhin beide einen Schritt zur Seite traten.

Belin klopfte mit einem an der Tür festgemachten eisernen Schlägel.

Es donnerte und echote laut in der kleinen Halle.

»Wer stört?«, lautete die prompte Antwort von der anderen Seite des Portals.

Belin öffnete die schwere, mit zahlreichen Verzierungen versehene Holztür. Knarrend schwang der Flügel beiseite. Der Milizionär bedeutete dem Boten mit einer leichten Kopfbewegung, ihm zu folgen. Gemeinsam betraten sie das Amtszimmer des Statthalters.

»Hochwürden, mein Name ist Jourdain. Ich bringe eine dringliche Nachricht aus Mron.«

Rufus war daran gewohnt, dass ihm Besucher durch seine Wachen vorgestellt wurden, doch der Fremde hatte dazu keine Gelegenheit gelassen, so flott waren ihm die Worte entfahren. Fast hätte sich der Statthalter darüber ereifert, doch da ihn an diesem Tage noch keine schlechten Nachrichten ereilt hatten, sah er darüber hinweg und zeigte damit die freundlichste Reaktion seit Langem. »Sprecht!«

»Eine königliche Vorhut traf vor wenigen Stunden in Mron ein und kündigte die Ankunft König Kilans für diesen Nachmittag an«, berichtete Jourdain noch halb außer Atem.

»Was?«, brüllte Rufus so laut, dass die Wände zu wackeln schienen. Er sprang auf.

Jourdain nickte, um seine Worte zu bestätigen. »Die Vorhut begann augenblicklich, Vorbereitungen zu treffen. Der König wird sein Nachtlager in Mron aufschlagen.«

Rufus' Gedanken rasten. Dazu gab es allen Grund. »Dann kann er schon am Morgen hier sein!«

Der Reiter nickte abermals. Er hatte nichts weiter zu sagen.

»Ihr könnt gehen«, sagte Rufus schließlich und es klang so, als ob wäre er in Gedanken bereits drei Schritte weiter. Einige Momente schwieg er noch, bis der Bote den Raum verlassen hatte, dann wandte er sich an Belin. »Holt augenblicklich die Kommandeure der Stadtmiliz und der Soldaten.«

»Jawohl, Hochwürden«, antwortete Belin und machte sich auf den Weg.

Rufus blieb allein in seinem Amtszimmer zurück, das Portal schloss sich wieder. Nachdem der Tag passabel begonnen hatte, zog nun Unheil am Horizont auf.



Micas hatte die letzten Tage außerhalb der Stadt verbracht. Südlich gab es eine alte, dem Verfall preisgegebene Hafenanlage. Sie war vor etwa einhundert Jahren nach dem Ende der Konflikte mit dem Königreich Sydeveg ebenso wie die etwas weiter flussaufwärts gelegene Werft, aufgegeben worden.

Abgesehen von einigen Räuberbanden und Hochseefischern verirrte sich kaum noch jemand in diese sich selbst überlassene Gegend. Es war ein Jammer, bot diese Landschaft doch zahlreiche unterschiedliche Facetten und brillierte durch ihre Schönheit. An warmen Sommertagen war der alte Küstenpfad, der ebenfalls nicht mehr genutzt wurde, atemberaubend, besonders zu Zeiten der Dämmerung.

Einen entsetzlich trostlosen Gegensatz stellte seine Heimat Elgrom dar. Der Winter, der sich mit jedem Tag weiter zurückzog, hatte die einst so bedeutende Stadt in ein Leichenhaus verwandelt. Um die, die überlebten, war es nicht besser bestellt, als um jene, die verstorben waren.

Als die Lage Elgroms immer erdrückender geworden war, hatte Micas beschlossen, einige Zeit außerhalb der Stadt zu verbringen, um der grauenhaften Umgebung zu entfliehen. Er war mit Pfeil und Bogen unterwegs gewesen und hatte für seinen Lebensunterhalt selbst gesorgt, so wie er es von seinem Vater gelernt hatte. Dies war wesentlich einfacher, als in der Stadt übertriebene Preise zahlen zu müssen. Für jemanden, der nicht viel besaß, war es dort umso schwieriger, sich zu ernähren und zu wärmen. In freier Wildbahn hatte er es dahingehend leichter gehabt. Er hatte ein Reh erlegt, das sich im Dickicht verirrt hatte. Das Fleisch hatte er über einem Feuer zubereitet, wenn er es brauchte und ansonsten in Schneeresten gelagert. Die Nächte hatte er in einem der alten Küstentürme, von denen aus einst das Meer beobachtet worden war, verbracht.

Nun kehrte er nach Hause zurück. Er erwartete Schlimmes. Einmal waren etliche Leichen den Fluss herunter getrieben, was ihm sagte, dass die Not noch immer nicht gelindert war. Als er schließlich in Sichtweite Elgroms gelangte, erblickte er zahlreiche Bürger am rechtsseitigen Flussufer. Doch sie gingen nicht auf dem Pfad, sondern nahe am Wasser.

Lynette hatte den Tonkrug dicht an der Stadtmauer abgestellt und sich vor ihre beiden Söhne gekniet. »Hört mir genau zu!«

Sowohl Benjan als auch Tirim machten große Augen und nickten aufmerksam.

»Ich werde nun zum Fluss hinuntergehen und Wasser holen«, begann Lynette zu erklären. »Ihr müsst hier stehenbleiben. Geht nicht weg. Überall ist es nass und hier und da liegt auch Eis. Wenn Ihr ausrutscht und stürzt, könntet ihr ins Wasser fallen.«

Die beiden Kinder nickten abermals.

»Versprecht es mir!«, forderte Lynette sie nachdrücklich auf.

»Ich verspreche es«, sagte Tirim und zeigte ein kleines Lächeln.

Lynette richtete ihren fragenden Blick auf Benjan, während sie ihren Jüngsten am Arm tätschelte. Sie wusste, dass der Ältere von beiden ein ungeheures Maß an Neugier besaß. Früher oder später würde ihn das wohl in ernsthafte Schwierigkeiten bringen, doch am heutigen Tage wollte sie derartiges tunlichst vermeiden. »Und du?«

»Ich auch«, antwortete Benjan knapp.

Sie atmete durch und erhob sich wieder. Nachdem Lynette einen letzten Blick auf ihre Söhne geworfen hatte, griff sie nach dem schweren Krug und wandte sich von den beiden ab. Sie sah am Flussufer entlang und suchte nach einer geeigneten Stelle, an der sie zum Wasser hinabsteigen konnte.

Etwas weiter flussabwärts mühte sich eine alte Frau ab. Lynette kannte sie. Es war die Witwe Clement, Agnes.

Die Alte konnte sich schon unter normalen Umständen kaum auf den Beinen halten, doch auf dem abschüssigen Uferstreifen fiel sie immer wieder auf die Knie und musste sich an den Graspüscheln festhalten. Sie wirkte unsicher und drohte mehrmals abzustürzen.

»Nehmt meine Hand«, forderte eine junge männliche Stimme.

Agnes blickte nach oben und keuchte. Dankbar griff sie zu.

»Micas«, stellte Lynette fest und machte einige Schritte auf ihn zu. Sie unterstützte ihn, Agnes hinaufzuziehen.

»Was tut Ihr hier?«, fragte Micas sichtlich irritiert.

Die alte Frau setzte sich schnaufend ins nasse und teils vereiste Gras.

»Habt Ihr es nicht mitbekommen?«, fragte Lynette nach einem kurzen Blick zu ihren Kindern, die artig warteten, wo sie abgestellt worden waren.

»Ich war einige Tage nicht in der Stadt«, gab Micas zu verstehen. »Was ist geschehen?«

Lynette schnaubte verächtlich. Die Geste galt nicht Micas oder der alten Frau, sondern dem Statthalter. »Die Nutzung der städtischen Brunnen kostet zwei Kupferlinge. Seit dem Morgen.«

Micas legte die Stirn in Sorgenfalten. Angesicht dieser neuen Erkenntnis konnte er nachvollziehen, weshalb die Menschen in ihrer Not so waghalsig waren, Wasser aus dem Fluss zu schöpfen. Nur die allerwenigsten konnten es sich leisten, nun auch noch für die Nutzung der Brunnen zahlen zu müssen.

»Habt Dank«, sagte Agnes mit erschöpftem Atem und rappelte sich langsam wieder auf. Sie sah hinunter zum Fluss. »Mein Wasser. Herrje.«

»Wartet hier«, forderte Micas auf, legte Pfeil und Bogen nieder und bewegte sich elegant die Böschung hinunter. Fast mühelos erreichte er den Krug. Er griff zu, befüllte ihn mit klarem Wasser und kletterte den kleinen Hang wieder herauf. Dies gestaltete sich aufgrund des schweren Krugs etwas schwieriger als der Abstieg. Doch dank der Hand, die Lynette ihm entgegenstreckte, kam er sicheren Fußes wieder auf dem Pfad an.

Agnes strahlte begeistert. »Ihr seid ein edler Herr. Habt nochmals vielen Dank.«

»Es ist kein Dank vonnöten«, erwiderte Micas und wandte sich dann an Lynette. »Euer Krug?«

Lynette war erstaunt. Selten hatte sie so viel Edelmut erlebt. In der Stadt kümmerten sich die meisten nur um sich selbst und scherten sich nicht darum, wie es ihren Mitmenschen erging. Es gab nur wenige Ausnahmen wie den Bäcker Symond.

Wortlos reichte sie ihm ihren Krug und erneut machte sich Micas auf den Weg zum Wasser. War er bei ihrem letzten Zusammentreffen nur ein Häufchen Elend gewesen, strotzte er nun nur so vor Tatendrang und Hilfsbereitschaft, ohne dass man es von ihm verlangte. Scheinbar ohne Mühen stieg er die Uferböschung hinab, füllte Wasser in den Krug und trug ihn wieder herauf.

»Ihr habt Euer Wort gehalten«, stellte Lynette fest. Ihr Krug war randvoll mit klarstem Wasser gefüllt. Zumindest für ein oder zwei Tage sollte dies nun reichen.

»Dies war nicht der Rede wert«, erwiderte Micas und nahm seinen Bogen und die Pfeile wieder an sich. Er wandte sich an die alte Frau. »Ich werde Euch zu Eurem Heim begleiten. Das Gefäß ist viel zu schwer für Euch.«

Agnes strahlte. Schon der leere Krug brachte die gebrechliche alte Frau an den Rand der Erschöpfung. Sie schüttelte den Kopf. »Wie kann ich Euch das je vergelten?«

Micas winkte ab. »Dazu besteht kein Grund.«

Die Gruppe machte sich gemeinsam auf den Weg zurück zum Stadttor. Sie sprachen nicht, sondern beobachteten das Treiben am Flussufer. Hin und wieder kamen ihnen andere Bürger der Stadt entgegen, die ebenfalls beabsichtigten, Wasser aus dem Krokton zu schöpfen.

Auf der anderen Flussseite drehte das Rad einer der beiden Getreidemühlen bedächtig seine Runden. Die andere daneben und auch einige am hiesigen Ufer des Krokton standen still. Es war ein weiteres Zeugnis dafür, dass es an allem mangelte. Rufus hatte im Herbst einen beträchtlichen Teil der Getreideernte nach Lentok verkauft und nur wenig für die Bürger der Stadt übrig gelassen.

Micas fragte sich im Stillen, wie lange der Statthalter es noch mit ansehen würde, dass seine Untertanen Wasser aus dem Fluss holten. Sicherlich würde früher oder später auch dafür eine Abgabe fällig, was die angespannte Lage weitere verschärfen würde.

Am Großen Marktplatz hatte sich Lynette verabschiedet und war mit ihren Kindern weiter geradeaus gegangen, während Agnes und Micas in eine kleine Gasse abgebogen waren. Die beiden

erreichten schließlich das Heim der Alten und Micas bot ihr an, den Krug die schmale Treppe hinauf in ihre Wohnung zu tragen.

Agnes nahm dies gern an. Sie wies ihm den Weg in die enge Küche, die lediglich aus einer kleinen Feuerstelle und einem Holzregal bestand.

»Ich danke Euch«, sagte Agnes nochmals. »Seit dem Dahinscheiden meines Gatten vor drei Jahren ist alles sehr viel schwerer geworden.«

»Das tut mir sehr leid«, erwiderte Micas. Er hatte Mitgefühl mit ihr, konnte ihr aber in keiner Weise weiterhelfen. Ihre offensichtliche Einsamkeit musste sie selbst handhaben.

»Ihr seid ebenfalls nicht wohlhabend«, stellte Agnes schließlich fest.

Micas nickte, verzog aber ansonsten keine Miene. »Ich komme so gut es geht zurecht. Mein Vater brachte mir schon als Kind das Jagen bei. So bin ich imstande, in besonders schweren Zeiten hinaus in die Berge oder die Wälder zu ziehen, um mich zu versorgen.«

»Euer Vater lebt nicht mehr?«, fragte Agnes.

»Er starb vor vielen Jahren schon«, berichtete Micas wehmütig. »Er verdiente sich mit der Jagd. Eines Tages kehrte er nicht zurück. Ich machte mich auf die Suche und nach einigen Tagen fand ich ihn. Die Wildtiere hatten ihn bereits arg zugerichtet. Ich fand nie heraus, wie er sein Leben verlor. Womöglich haben ihn Tiere angegriffen, womöglich war es eine der Räuberbanden im südlichen Vorland.«

»Dies ist sehr bedauerlich«, erwiderte die alte Frau, die erkannte, dass es den jungen Mann sehr schmerzte, darüber zu sprechen.

Micas hielt einen Augenblick inne. »Der Bogen und das Geschick für die Jagd sind das einzige, was mir von ihm geblieben sind.«

Agnes griff ihn am linken Arm und zog ihn mit sich in den Nachbarraum. »Euer Bogen ist nicht mehr sehr stabil.«

»Ihr beobachtet gut«, stellte Micas fest. »Er erfüllt aber seinen Dienst.«

»Seht«, forderte Agnes ihn auf und deutete auf die der Eingangstür gegenüberliegende Wand. »Mein Gemahl war bei den Soldaten.«

Micas erblickte insgesamt drei Bogen, die in einer Dreiecksformation an der Wand aufgehängt waren. Links und rechts daneben hingen jeweils drei Pfeile, die auf den obersten Bogen zielten. Er ging etwas näher heran und betrachtete die Waffen. »Das ist ausgezeichnete Handwerkskunst.«

»Einst waren die Soldaten damit bewaffnet«, erklärte Agnes und kam näher heran. »Sie stammen noch aus Zeiten des Vaters meines Vorfaters. Sie wurden in unserer Familie immer weitervererbt.«

»Erstaunlich«, sagte Micas fasziniert. »Trotz ihres Alters sind sie in gutem Zustand. Mit ihnen könnte man sicher viel weiter entfernte Ziele erreichen. Lediglich neue Sehnen wären nötig.«

Agnes nahm den obersten, der gleichzeitig der größte war und die schmuckvollsten Verzierungen aufwies, aus seiner Halterung. »Ich möchte, dass Ihr diesen nehmt. Als Dank für Eure Hilfe.«

»Nein«, antwortete Micas augenblicklich. »Ich sagte bereits, dass Ihr mir nicht danken müsst. Dieses Geschenk kann ich keinesfalls annehmen. Es ist ein wertvolles Erbstück mit einer langen Tradition und zweifelsohne zahlreichen Erinnerungen.«

»Ich habe keine Verwendung dafür«, erwiderte Agnes und drückte ihm den Bogen in die Hand. »Mein Mann ist verschieden und Kinder waren uns nicht vergönnt. Die Tradition endet mit mir. Bei Euch ist er am besten aufgehoben. Ihr könnt damit sicher Gutes tun.«

Micas fühlte das perfekt bearbeitete Holz in seiner Hand, berührte vorsichtig die gespannte Sehne. Er spürte nicht die kleinste Unebenheit. Eine solche Makellosigkeit war ihm völlig fremd. Der Bogen seines Vaters war mit eigener Hand gefertigt, aus dem, was gerade aufzutreiben war. Er war kein Vergleich zu diesen tadellos erhaltenen Waffen längst vergangener Zeiten.

Schließlich hängte Micas den Bogen wieder an Ort und Stelle. »Ich fühle mich geehrt, aber sie sind viel zu kostbar. Ich könnte damit nicht guten Gewissens auf die Jagd gehen.«

»Was ist mit dem Bogen Eures Vaters?«, fragte Agnes. »Ihr sagtet, er sei das einzige Erinnerungsstück, das Euch geblieben ist. Er ist nicht minder kostbar für Euch und Ihr solltet ihn bewahren, solange es möglich ist. Wie ich schon sagte, ich habe keine Verwend... «

Ein doppelter Glockenschlag der Turmglocke unterbrach das Gespräch. Es folgte ein weiterer und dann ein dritter Doppelschlag.

Agnes und Micas wechselten einen fragenden Blick.

»Es ist nicht die Zeit für eine Verkündung«, meinte die alte Frau. »Es muss etwas außerordentlich Wichtiges geschehen sein.«

Nach dem dreifachen Doppelschlag der Turmglocke war Eile geboten. Micas hatte Agnes' Bleibe schnell verlassen, nur mit seinem eigenen Bogen in der Hand. Er rannte die Straße gen Süden herunter, vorbei an einem der beiden Bordelle der Stadt. Immer wieder kamen ihm einzelne Leute oder auch Gruppen von Menschen entgegen, die zum Vorplatz des Schlosses strebten.

Nachdem er einen kleinen Platz überquert und eine schmale Gasse hinter sich gelassen hatte, erreichte er seine bescheidene Bleibe. Der Grund, weshalb er zur sogenannten Verkündung diesen Umweg machte, war einfach. Er musste den Bogen nach Hause bringen, denn es war unter Androhung schlimmster Strafen verboten, Waffen gleich welcher Art zu jenen Bekanntgaben oder auch nur in die Nähe des Schlosses zu bringen.

Sein Aufenthalt zuhause dauerte nicht lange. Behutsam legte er den Bogen und die Pfeile auf den Tisch und machte sich sogleich wieder auf den Weg. Er musste sich beeilen. In der Regel verstrich nicht viel Zeit zwischen dem Glockenschlag und dem Beginn der Ansprache.

Als er schließlich den Vorplatz des Schlosses erreichte, tummelte sich dort bereits eine große Menge und lautes Gemurmel erfüllte den Platz. Die meisten Gespräche, die Micas im Vorbeigehen aufschnappte, drehten sich um die Verwunderung über den Zeitpunkt dieser Versammlung.

»Berot!«

Der gerufene Mann, der einige Jahre älter war als Micas, winkte ihm zu.

Micas drängelte sich durch die dichter werdende Menschenmasse. Die ganze Stadt schien auf den Beinen zu sein. Der Ansprache des Stadtsprechers beizuwohnen war keine Verpflichtung, wohl aber eine gute Empfehlung. Bei diesen Verkündungen wurden wichtige Neuigkeiten mitgeteilt, wie neue Gesetze, Erlasse und Steuern. Wer nicht zugegen war, wenn diese mitgeteilt wurden, musste sich auf Glück und Hörensagen verlassen. Gerade in Bezug auf Gesetze konnten Unwissen und Halbwahrheiten strenge Strafen nach sich ziehen.

»Weißt du, was das zu bedeuten hat?«, fragte Berot. »Die letzte Verkündung ist gerade drei Tage her. Viel zu kurz, um uns schon wieder antreten zu lassen.«

»Ich weiß nicht«, antwortete Micas. »Du musst mir noch von den letzten Ansprachen berichten. Ich war eine Weile außerhalb der Stadt.«

»Hast du etwa geheime Pläne?«, fragte Berot und grinste.

Micas packte ihn an der Schulter. »Hüte deine Zunge! Ich habe dir schon einmal geraten, solche Worte niemals in den Mund zu nehmen. Du bringst uns alle in Gefahr.«

»Schon gut«, erwiderte Berot und schlug die Hand beiseite. »Brich mir nicht den Arm.«

Erneut schlug die Turmglocke. Zweimal unmittelbar hintereinander. Dann folgte eine kurze Pause, bis sich der nächste und dann der dritte Doppelschlag anschlossen.

»Bürger Elgroms«, brüllte Stadtsprecher Arthur von einem Podest, das unmittelbar vor dem einzigen Tor der Mauer, welche das Schloss schützte, aufgestellt war. Das Gemurmel der Menge wurde leiser und verstummte bald zur Gänze. Die Menschen blickten gespannt auf den charismatischen Mann.

»Bürger Elgroms«, wiederholte Arthur, als er sich der Aufmerksamkeit der Stadtbewohner gewiss war. »Eine Vorhut des ehrwürdigen Königs Kilan erreichte am heutigen Tage unser Nachbardorf Mron. Es wurde die Botschaft überbracht, dass König Kilan am morgigen Tage in Elgrom eintreffen wird. Den Bürgern der Stadt wird aufgetragen, beim dreimaligen Glockenschlag, der die Ankunft des Königs kundtun wird, entlang der Hauptstraße und des Großen Markts zusammenzukommen, um dem König die ihm gebührende Ehre zu erweisen. Es ist bei Androhung des Strangs verboten, Waffen oder Wurfgeschosse gleich welcher Art bei sich zu führen. Obendrein ist es unter Androhung von Zuchthaus im Sinne eines ordnungsgemäßen Erscheinungsbildes ab diesem Moment verboten, Leichen oder andere Abfälle an Straßenrändern zu entsorgen. Die vorangegangene Verordnung, dass Tote am Straßenrande abgelegt werden müssen, wird bis auf Widerruf ausgesetzt. Diese haben derweil in den eigenen vier Wänden oder uneinsehbaren Hinterhöfen verwahrt zu bleiben. In diesen Augenblicken beginnt die Stadtmiliz mit der letztmaligen Entsorgung von Leichen und anderen

Abfällen aus den öffentlichen Bereichen. Alle Bürger werden verpflichtet, im Sinne der Reinheit unserer Stadt Verschmutzungen zu unterlassen und zu beseitigen.«

Arthur kletterte von dem Podest herab, um dann zum hinter ihm liegenden Schloss abzugehen. Selbstverständlich wurde er wie alle im Dienste des Statthalters stehenden Personen von Wachen begleitet. Damit war die außerplanmäßige Verkündung der Neuigkeiten so schnell beendet, wie sie einberufen worden war.

Unter den Zuhörern flammte das Gemurmel wieder auf. Überraschung, Verwirrung, Abneigung und gar Entsetzen zeichneten sich in den Gesichtern der Menschen ab. Freude oder Begeisterung waren kaum zu erkennen. König Kilan genoss kein großes Ansehen. Das war hier in Elgrom nicht anders als im Rest des Königreiches. Für die meisten Menschen war er, genauso wie einst sein Vater Gregor, die Wurzel allen Übels und der Grund, warum Armut und Verzweiflung herrschten, soweit das Auge reichte.

»Der König in Elgrom?« Berot schüttelte den Kopf, nachdem er sich mit Micas und einigen anderen versammelt hatte. »Der König verabscheut Elgrom.«

Micas wirkte nachdenklich. Nicht nur, weil er mit diesem Ort unschöne Erinnerungen verband. Nach einem seiner letzten Besuche in Barnabys Wirtshaus hatte er auf dem Heimweg eine unfeine Begegnung mit Stadtmilizionären gehabt und diese beinahe mit dem Leben bezahlt.

»Es muss etwas Wichtiges sein«, meinte Micas schließlich. »Er wird kaum herkommen, um seine Ländereien zu besuchen.«

»Wenn der König kommt, ist es immer etwas Wichtiges«, sagte Lewes, Berots Vater. »Aber... Es muss etwas von außergewöhnlicher Bedeutung sein, wenn der König vor dem Ende des Winters eine so lange Reise unternimmt.«

Berot nickte seinem Vater zustimmend zu. »Womöglich bestellt er Rufus ab.«

Micas schüttelte ablehnend den Kopf. »Nein. Das würde er sicherlich durch einen Boten erledigen lassen. Er ginge dafür nicht selbst auf diese Reise, noch dazu um diese Jahreszeit.«

Die Gruppe, die aus insgesamt sechs Männern unterschiedlichen Alters bestand, verfiel in nachdenkliches Schweigen. Auch an anderen Tischen des Wirtshauses waren die eben erhaltenen Neuigkeiten Gesprächsthema.

Micas sah sich um, damit er sichergehen konnte, dass seine Worte nicht von unliebsamen Zuhörern vernommen werden konnten. »Wir verschieben unser Treffen. Bis der König die Stadt wieder verlassen hat.«

Lwes nickte. »Das wird das Klügste sein.«

Aaron, Fabien und David, die mit am Tisch saßen, stimmten wortlos zu.

»Wieso?«, fragte Berot geradeheraus und dämpfte seine Stimme erst, als er abermals Micas' tadelnden Blick auf sich gerichtet sah. »Es gibt kaum einen geeigneteren Zeitpunkt für ein Treffen als diesen. Die Miliz und die Soldaten werden mit der Bewachung des Königs beschäftigt sein.«

»Im Gegenteil«, widersprach Micas leise. »Die Stadtmiliz wird den König nicht bewachen. Dafür hat er sicher seine Leibgarde dabei. Die Miliz wird die Stadt sichern und jede Zusammenrottung auflösen. Dabei wird sie sicherlich nicht zimperlich vorgehen.«

Berot schien überzeugt zu sein und lehnte sich zurück, ohne ein weiteres Wort zu äußern.

»Informiert die Anderen«, bat Micas. »Ich werde mich mit Etienne beraten und später verlauten lassen, wann wir uns wieder treffen.«

Zum dritten Mal in wenigen Tagen schallte der dreimal ausgeführte Doppelschlag der Turmglocke durch die Straßen, Gassen und über die Plätze Elgroms. Der Zug des Königs war offenbar von den südlichen Wachtürmen der Stadtmauer aus erblickt worden, sodass der Türmer nun wie angekündigt zum großen Empfang rief. Es war für die Bürger an der Zeit, sich wie angeordnet zu versammeln, um dem König zuzujubeln.

Im Schloss Elgroms hingegen stieg die Anspannung. Für gewöhnlich wurde die Ankunft des Königs viele Tage im Voraus angekündigt, damit ausreichend Zeit blieb, um Vorbereitungen zu treffen. Ein Fest zu Ehren des Herrschers gehörte auf jeden Fall dazu.

Niemand wusste, weshalb sich der König entschlossen hatte, weitestgehend unangekündigt zu erscheinen. Dies sorgte bei den Bediensteten für rege Betriebsamkeit. Sie mussten im Schloss eine Wohnstätte samt Schlafgemach herrichten und Kilan war bekanntermaßen sehr anspruchsvoll. Außerdem sollte ein Festmahl bereitet werden, wie es sich für einen König gehörte.

Keiner aber war nervöser als Rufus. Sein Empfinden reichte gelegentlich an Panik heran, während er im hergerichteten Wohnbereich kontrollierte, ob alles den Ansprüchen genügte. Entdeckte er einen Makel, schrie er erbost und beauftragte augenblicklich Bedienstete, die Mängel zu beseitigen. Rastlos streifte er umher, emsig darum bemüht, Kilan den besten Empfang zu bereiten, der in der Kürze der Zeit überhaupt noch möglich war.

Als der Glockenschlag verkündete, dass es nicht mehr lang dauern werde, war es um Rufus' Nerven endgültig geschehen. Er schrie letzte Anweisungen in einer solchen Lautstärke, dass man annehmen konnte, der König selbst würde sie hören, als seine Kutsche am anderen Ende Elgroms die Stadtmauer passierte.

Kilan aber saß bequem und gelangweilt in seiner Kutsche, die schaukelnd das Westtor durchquerte und auf die Hauptstraße rollte. Der König blickte missmutig nach draußen in eine Stadt, die er verabscheute. Er hegte die Hoffnung, dass dies sein letzter Besuch dieses Ortes werden würde.

Entlang der Straße hatten sich Soldaten zum Spalier aufgestellt. Die Uniformen saßen wie angegossen und die Wachen salutierten ehrfürchtig. Sie verzogen nach außen keine Miene, doch Kilan wusste, dass ihm von den meisten der in Elgrom stationierten Soldaten Abneigung entgegenkäme, müssten sie nicht um ihr Leben fürchten, würden sie diese auch zeigen.

Nachdem Elgrom einst quasi über Nacht an Bedeutung verloren hatte, war auch das Militär an diesem Standort mehr oder weniger überflüssig geworden. Die Truppen wurden drastisch reduziert, die Ausrüstung und Unterkünfte verkümmerten im Laufe der Zeit. Die Soldaten, die heute in der einst als militärischer Stützpunkt erbauten Stadt Dienst leisteten, waren Kinder und Kindeskind der einstigen Männer, die hier noch Ansehen genossen hatten. Zu ihnen gesellten sich in Unnade Gefallene, die aus der Hauptstadt Sopras oder anderen Orten hierhergeschickt worden waren.

Der König legte ansonsten großen Wert auf seine Armee: Wenngleich sie allgemein nicht mehr die enorme Bedeutung hatte, die ihr einst zuteilgeworden war, ließ er ihr doch noch immer viel Aufmerksamkeit zukommen. Die Truppe in Elgrom bildete die einzige Ausnahme. Sie war bis auf wenige Ausnahmen ein Sammelbecken für Ausgestoßene und Bedeutungslose und Kilan würde sie am liebsten verrotten lassen. Damit folgte er dem Beispiel seines Vaters, Gregors dem Grausamen.

Dass Elgroms Soldaten den König nicht besonders verehrten, wusste er und es war ihm völlig gleich. Sie hatten ihm die Ehre zu erweisen, wenn er ankam, auch wenn er sie von ihnen kaum verdiente. Kilans Desinteresse verschwand langsam, als sich sein Gefährt weiter dem Stadtzentrum näherte. Er war es gewohnt, dass seine Ankunft umjubelt wurde, wohin er auch kam. Ob dies aus Überzeugung oder auf Anordnung geschah, war ihm stets gleichgültig.

Hier bot sich jedoch ein trostloses Bild. Nur wenige Bürger hatten sich zu den Soldaten an den Straßenrand gesellt und erwiesen ihrem Herrscher die Ehre. Von diesen wenigen winkte oder lächelte kaum einer.

Kilan brodelte innerlich, hielt sich aber zurück, dies auch zu zeigen. Er gab sich stets über allen Dingen erhaben. Gedanken um eine angemessene Reaktion drängten aber in seinen Geist. Dass der ungebührliche Empfang nachzuvollziehen war, kam ihm hingegen nie in den Sinn.

Lynette stand mit ihren beiden jüngsten Kindern am Vorplatz des Schlosses. Ihr ältester Sohn und ihr Gatte begleiteten sie nicht. Harold arbeitete als Holzfäller und war nur selten zuhause. Ihr ältester Sohn Steve hatte dem Familienvater und seinen Begleitern früher oft Vorräte in die Berge gebracht. Inzwischen blieb er immer öfter und länger bei ihnen, um zum Familieneinkommen beizutragen. Die häufige Trennung entzweite die Familie jedoch nicht. Umso herzlicher und intensiver war die Zeit, die sie zusammen verbringen konnte.

Schließlich bogen die ersten Pferde der königlichen Eskorte um die Ecke beim Kürschner. Die wenigen Menschen regten sich kaum. Nur hier und da reckte sich eine Hand, um zu grüßen. Vor allem waren es Kinder, für die es aufregend war, den König in all seinem Pomp und Glanz zu sehen.

»Winkt dem König artig zu«, sagte Lynette in beschwörendem Tonfall. Es konnte nicht schaden, ihm die Ehre zu erweisen, wenngleich sie keine hohe Meinung von ihm hatte.

Die Kutsche des Königs geriet in Sichtweite. Angesichts der wenigen Menschen, die sich versammelt hatten, hatte die Familie einen ungehinderten Blick.

Benjan und Tirim begannen zu strahlen. Noch nie hatten sie eine so prunkvoll verzierte Kutsche gesehen. Die goldenen Verzierungen strahlten in der durch die Wolken blitzende Sonne und zeugten von einem Wohlstand und Luxus, den weder die beiden Kinder noch einer der anderen einfachen Leute Elgroms je selbst erleben würde.

Das Gefährt durchfuhr die Festungsmauer durch das Tor und blieb schließlich stehen. Ein sichtlich nervöser Rufus wartete bereits ungeduldig einige Schritte entfernt. Er schien zu zögern, ob er heraneilen oder doch lieber Distanz wahren sollte und näherte sich nur zaghaft.

Die linke Tür der Kutsche öffnete sich und der beleibte Herrscher trat nach draußen. Er blickte sich um und schnaubte verächtlich.

»Seid willkommen in Elgrom«, grüßte Rufus. »Euer Besuch ehrt uns über alle Maßen.«

Kilan würdigte ihn keines Blickes, als er sich im gut gepflegten Vorhof der Festung umsah.

»Was ist das für ein jämmerlicher Empfang, den mir meine Untertanen bereiten?«, platzte es schließlich aus Kilan heraus. Er schritt in Richtung des Tores, um so einen besseren Blick auf den kaum gefüllten Vorplatz zu erhaschen.

Rufus wirkte verunsichert. Diese Frage hatte er befürchtet. Von seinem Arbeitszimmer in der Festung aus hatte er eine gute Sicht und das sich anbahnende Unheil zur Kenntnis genommen. Die Hauptstraße war, anders als am Vortag angeordnet, nicht mit jubelnden Massen gefüllt, sondern gähnte vor Leere. Schnell hatte er der Stadtmiliz befohlen, durch die Straßen zu ziehen, an Türen zu klopfen und die Bürger unter Androhung harter Strafen aufzufordern, sich beim Empfang einzufinden. Die Zeit war jedoch zu knapp gewesen und es hatte sich nur leidlicher Erfolg eingestellt. Ein wahrhaftig ehrenvoller Empfang war nicht mehr zustande gekommen.

»Verzeiht«, antwortete Rufus bittend. »Der Winter war hart, viele sind umgekommen oder krank. Ich bedauere die... «

»Dies ist in höchstem Maße unannehmbar«, erbot sich der König. Er musterte das Spalier der Soldaten und bedachte einige Bürger mit einem eindringlichen Blick. Ihm fiel ein junger Mann auf, der ihn regelrecht anstarrte.

Micas erwiderte den starren und von Eiseskälte durchzogenen Blick.

Kilan blieb einige Momente länger an ihm haften, als an den anderen. Er meinte, einen stillen Gedankenaustausch wahrzunehmen. Dieser ärmlich wirkende Bürger schien ihm etwas sagen zu wollen. Es war aber nicht die Verachtung oder der Hass, der in den Augen vieler anderer funkelte, sondern etwas anders. Etwas, das Kilan nicht deuten konnte. Für einen Moment war er abgelenkt, dann wurde auch jener junge Mann Teil seiner Gleichgültigkeit, die er gegenüber dem niederen Pöbel verspürte.

»Es ist nicht zu akzeptieren, dass dem König eine solche Respektlosigkeit entgegengebracht wird«, ereiferte sich Kilan, nachdem er sich schließlich zum ersten Mal an Rufus direkt gewandt hatte. Er sprach so laut, dass er von den näher stehenden Menschen auf dem Vorplatz gehört werden konnte. »Ich dulde dies nicht. Hängt augenblicklich zwei Dutzend Männer und peitscht zwei Dutzend Weiber öffentlich aus.«

Nach einem letzten, von Verachtung gezeichneten Rundblick über den Vorplatz, regte sich der Ansatz eines Lächelns auf seinen Lippen, als er zusah wie Entsetzen und Panik angesichts seiner Anordnung um sich griffen. Dann wandte er sich ab und schritt gelassen zur Festung davon.

R